

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 5

Artikel: Zur Religionspolitik der russischen Sovietregierung
Autor: E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brachten, die sie anlässlich des Konzils mit eigenen Augen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, muss für den Papst und die führenden Persönlichkeiten des Kirchenstaates nicht gar erfreulich zu hören gewesen sein.

Mit Herrn Dupanloup erlebte übrigens die päpstliche Partei eine ähnliche fatale Enttäuschung, wie mit den früher erwähnten höflichen Bischöfen. Früher war er in seiner französischen Heimat einer von denen gewesen, die am eifrigsten in Wort und Schrift die Idee verfochten, dass der Kirchenstaat um jeden Preis erhalten werden müsse, damit die Welt ein Musterbeispiel eines christlich regierten Staates habe; als er sich aber dieses »Musterbeispiel« aus der Nähe besehen hatte, wollte er von einem Kirchenstaate nichts mehr wissen und bekannte ganz offen, den Kirchenstaat könne nur derjenige loben, der ihn nie gesehen habe. Als gar die Drucklegung einer Schrift, in der Dupanloup die Richtigkeit der Unfehlbarkeitslehre entschieden bestritt, in Rom durch die päpstliche Zensur verhindert wurde und der Verfasser nach Neapel gehen musste, wo er, ausserhalb des Kirchenstaates, seine Broschüre unter dem Schutze der italienischen Pressfreiheit drucken lassen konnte, gehörte er von diesem Zeitpunkte an zu denjenigen, welche meinten, dass die Preisgabe des Kirchenstaates durchaus kein Verlust für die Kirche sei. Wie übrigens das im Kirchenstaate verwirklichte praktische Christentum ausgesehen haben muss, lässt ein Ausspruch eines amerikanischen Bischofs ahnen, der gesagt haben soll, es sei wahrlich ein Glück, dass die amerikanischen Katholiken nicht wüssten, wie es im Kirchenstaate zugehe, denn sonst würden sie alle der Kirche den Rücken kehren.

Nach etwa einem halben Jahre lebhaften und aufgeregten Debattierens kam es endlich zur Beschlussfassung über das Dogma. Der Kampf endete allerdings mit einem Siege der päpstlichen Partei. Aber was für ein Sieg war das! Wie einst der Etruskerkönig Pyrrhus, so mag sich auch damals der Papst nach gewonnener Schlacht gesagt haben: »Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren.« In der Vorabstimmung — die Hauptabstimmung sollte nämlich in einer öffentlichen, feierlichen Schlussitzung des Konzils vorgenommen werden — stimmten zirka 150 Anwesende gegen das Dogma oder enthielten sich der Abstimmung, während etwa 90 andere Teilnehmer sich unter verschiedenen, sehr durchsichtigen Vorwänden von der entscheidenden Sitzung ferngehalten hatten.

Die Opponenten nahmen dann an den weiteren Veranstaltungen des Konzils keinen Anteil mehr, was freilich der römischen Kurie sehr erwünscht war; denn wenn in der öffentlichen Schlussitzung eine so beträchtliche Minderheit gegen das Dogma aufzutreten wäre, so würde es trotz der Annahme durch die Mehrheit kein Sieg mehr gewesen sein, sondern eine fürchterliche und in ihren möglichen Folgen verhängnisvolle Niederlage. So aber kam es, dass bei der feierlichen Schluss-

abstimmung von etwa 550 anwesenden Stimmberechtigten nur 2 gegen das Dogma stimmten; die päpstliche Zentralgewalt hatte gesiegt, die öffentliche Proklamierung der neuen Glaubenslehre konnte stattfinden; der Katechismus war wieder um ein Dogma reicher geworden.

Julius Holzleithner, Gmunden.

Zur Religionspolitik der russischen Sowietregierung.

In der bürgerlichen Presse des Abendlandes werden gelegentlich über die Religionspolitik der Sowietregierung Meldungen weitergegeben, die gerade Freidenker und wissenschaftliche Atheisten zum Aufsehen mahnen müssen. Mit ganz leisen Retouchierungen und Umbiegungen sucht man hierzulande den Eindruck zu erwecken, dass die Sowietregierung, die nach der bekannten Deklaration der Tychonischen Priesterpartei mit der orthodoxen Kirche sich in einen modus vivendi gefunden hat, nun über diesen modus vivendi hinaus die Festigung und Förderung der Kirche ins Auge fasse und damit ihre gesamte, prinzipiell ablehnende Stellungnahme gegenüber Kirche und Religion revidiert, ja sogar aufgegeben habe. In der deutschen Presse häufen sich die Meldungen über Förderung des Kirchenbaues durch die Sowietregierung. Bereits brachte auch ein Hamburgerblatt die Nachricht, dass eine neue Herausgabe von Gesetzen bevorstehe, die die Lage der Kirche in der Union der S. R. R. regeln werde, und dass dies ein Schritt des Entgegenkommens der Sowietmacht gegenüber der Kirche wäre. Die »Basler Nachrichten« brachten kürzlich in einem Artikel über russische Religionspolitik eine Rede Stalins, worin diejenigen als Idioten bezeichnet werden, die dieser versöhnenden Politik der Regierung der Kirche gegenüber entgegenarbeiten. Es ist leider nicht überall bekannt geworden und genügend durchgedrungen, dass diese Rede Stalins eine journalistische Fälschung darstellt, dass kein Satz und kein Wort daraus von Stalin gesprochen worden ist.

Wie aber verhält es sich in Tat und Wahrheit mit der sowjetrussischen Religions- und Kirchenpolitik?

Die erwähnten Gerichte veranlassten die Redaktion des vorzüglich geleiteten »Freidenkers«, des Zentralorgans für Freidenkertum und Feuerbestattung, in einer speziellen Zuschrift die russische Freidenkerorganisation zur Verlautbarung und Stellungnahme aufzufordern. Aus der Antwort, die von Moskau eingelaufen ist, heben wir Folgendes heraus:

»Im August 1927 wurde in Moskau von Sergius, dem Nachfolger des Patriarchen Tychon, im Namen der orthodoxen Kirche eine Deklaration an die Gläubigen veröffentlicht, die im wesentlichen darauf hinausläuft, dass der reaktionäre Flügel der Führer der orthodoxen Kirche nunmehr seine Treue zur Sowietregierung und damit zugleich die Absage an jede gegenrevolutionäre Tätigkeit verkündet.«

aufs neue segnete und ihm verhiess, dessen Same werde sich mehren »wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres« und dass sein Same die Tore seiner Feinde besitzen soll. 22. Kap.

Man befindet sich bei diesem blutdürstigen Gott und diesem mordbereiten Vater wirklich in einer hochsittlichen Gesellschaft.

Nach Sarahs Tod — sie starb 127-jährig — nahm sich der alte Sünder Abraham wieder ein Weib, das hiess Ketura. 25. Kap. 1. Und sie gebar dem Abraham sechs Kinder.

Abraham ist selbstsüchtig und geizig bis zum letzten Atemzug. Als Abraham, 175 Jahre alt geworden, fühlte, dass es mit ihm zu Ende gehe, machte er sein Testament über den riesigen Reichtum, den er zusammengebracht hatte, und darin zeigte sich nochmals die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung. Er verschrieb nämlich alles seinem Sohne Isaak; die von Ketura stammenden Kinder und Enkel, im ganzen 16 Nächsterwandte, fertigte er mit einem Geschenke ab; ausserdem veranlasste er sie, ausser Landes zu ziehen, wo Isaak seine Herden hatte.

Man kann entgegnen, dass er nach dem damaligen und dortigen Erbrecht gehandelt habe. Gut. Was geht uns aber das brutale Erbrecht aus der Zeit der Halbbarbarei an, wenn wir die Kinder zu Gerechtigkeit und Mitgefühl erziehen wollen? Wir könnten es höchstens als Beispiel von Gefühlsroheit verwenden. Aber man stelle sich den Entrüstungssturm vor, der sich erhöhe gegen den Lehrer, der es wagte, den Masstab des heutigen sittlichen Empfindens an die kulturgeschichtlichen Darstellungen der Bibel zu legen! —

So war nun der vielgerühmte Patriarch tot. Aber die Eigenschaften, kraft welchen er sich die Verachtung des ägyptischen Pharaos und des Königs von Gerar zugezogen und die ihn bewogen hatten, die Hagar samt ihrem und seinem Sohne Ismael zu vertreiben und

die lebenden Zeugen seines regen Umgangs mit seinen Keksweibern zu enterben, wucherten bei seinen Nachkommen lustig fort. In dieser Beziehung kann man von einer ganzen Reihe abrahamitischer Abkömmlinge von erblicher Belastung sprechen; das Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern und Kindeskindern rächen werden bis ins dritte und vierte Glied, findet hier eine glänzende Bestätigung. Wir haben dabei zunächst

die Betrugsgeschichte im Hause Isaaks ins Auge zu fassen. Isaaks Weib hiess Rebekka. Sie stammte aus der nächsten abrahamitischen Verwandtschaft, denn sie war eine Grossnichte Abrahams. Sie zeigte sich ihres Grossonkels durchaus würdig, wie wir gleich erfahren werden.

Dieses Elternpaar hatte zwei Söhne: den Jakob, der ein frommer Mann war und in den Hütten blieb, und Esau, den Jäger.

Die Frömmigkeit Jakobs wird ins richtige Licht gerückt dadurch, dass der liebevolle Bruder auf Esau Bitte »Lass mich kosten das rote Gerichte, denn ich bin müde« mit dem Verlangen antwortete: »Verkaufe mir heute deine Erstgeburt.« Esau ging darauf ein, leistete den geforderten Schwur und erhielt für das Erstgeburtsrecht die mit der brüderlichen Liebe gewürzte Linsensuppe und Brot dazu.

Doch das war nur das Vorspiel. — Als Isaak sich dem Tode nahe fühlte, sagte er eines Tages zu Esau: »Siehe ich bin alt geworden, und weiss nicht, wann ich sterben soll. So nimm deinen Zeug, Köcher und Bogen, und gehe aufs Feld, und fange mir ein Wildpret. Und mache mir ein Essen, wie ich's gerne habe, und bringe mir's herein, dass ich esse, dass ich deine Seele segne, ehe ich sterbe. 27. Kap. 2—4.

Esau tat ohne Arg, was der Vater, auch ohne Arg, von ihm erbeten hatte.

«Die Revolution hat gesiegt, und die Kirche muss mit der Tatsache rechnen, dass der Sovietstaat existiert und sich befestigt.»

«Die Deklaration der Geistlichen ist folglich das Resultat der Festigung der Revolution, und als lächerlich erscheinen alle Auslegungen dieser Deklaration als ein Schritt des Entgegenkommens des Sovietstaates gegenüber der Kirche.»

«Die Ursache einer solchen Auslegung der Deklaration des Metropoliten Sergius ist vollständig begreiflich; die bürgerlichen Regierungen einer ganzen Reihe von Ländern Westeuropas schliessen (und viele haben bereits geschlossen) einen Bund mit der Kirche. Indem sie vor den Augen der Volksmassen ihrer Länder ihre reaktionäre Kirchenpolitik rechtfertigen wollen, verbreiten sie erdichtete »Mitteilungen«, dass nicht nur die bürgerlichen Staaten auf einen Bund mit der Kirche eingehen, sondern dass nun auch Sowjetrussland solch ein Abkommen mit der Kirche trifft. Eine ähnliche Beleuchtung der Fragen des religiösen Lebens in der Sovietunion ist natürlich nur ein Mittel, um die Volksmassen zu betrügen.»

«Wenn die Geistlichen in der Sovietunion und noch dazu ihre reaktionären Gruppen erklären, dass sie sich vom Kampfe gegen die Sovietmacht absagen —, bedeutet das, dass der Sovietstaat mit der Kirche einen Bund geschlossen hat? Natürlich nicht.»

«Eins der ersten Dekrete der Sovietmacht war das Dekret über die Trennung von Kirche und Staat. In ihrem zehnjährigen Bestehen ist die Sovietmacht keinen Schritt von ihrer prinzipiellen Beziehung zu Religion und Kirche zurückgetreten, die im betreffenden Dekret erörtert worden ist. Alle Märchen über »Uebereinkommen« zwischen Kirche und Staat in der Sovietunion sind Lügen.»

«Im Sovietstaate wurde es niemals verboten, an Gott zu glauben, Kirchenversammlungen einzuberufen etc. Man kann jedoch dies nicht als ein »Einverständnis« der Sovietmacht mit der Kirche betrachten.»

«Nicht der Sovietstaat beugt sich vor der Kirche, sondern im Gegenteil die Geistlichen erkennen ihre Machtlosigkeit im Kampf gegen die Revolution an.»

«Die Religion stört nur beim Aufbau der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung. Und der erste proletarische Staat in der Welt wird nie auf einen Bund mit der Kirche eingehen.»

Dr. E. H.

Etienne Dolet, ein Freidenker vor 400 Jahren.

Von Dr. Paul Camill Thyndall, Wien.

«Die Heiligen sind es und die Ritter«, denen die meisten Denkmäler auf dieser geknechteten Welt gewidmet sind. Hier und da erinnert wohl ein Denkmal auch an einen Ritter des Geistes, einen Vorkämpfer des Gedankens. Die Statue von Etienne Dolet wurde 1889 anlässlich der Jahrhundertfeier der

grossen Revolution vom Munizipalrat der Stadt Paris an derselben Stelle errichtet, an welcher er am 3. August 1546 — es war gerade sein 37. Geburtstag und der Namenstag des heiligen Stefan — gehenkt und verbrannt worden war. Auf dem Scheiterhaufen waren die von ihm herausgegebenen und gedruckten Werke aufgeschichtet. Zwischen Notre Dame und Pantheon steht er heute auf dem Platz Maubert ragend da, mit stolzem Blicke, die gefesselten Hände trotz dem Henker darbietend. Unweit davon ist die Sorbonne und das Denkmal Voltaires. Auf dem Marmorgestell der Statue Dolets sieht man zwei Reliefs. Auf dem linken, wie er in seiner Druckerei zu Lyon mitten aus dem Kreise seiner Familie verhaftet wird, auf dem rechten seine Hinrichtung. Die Vorderseite zeigt zwei symbolische Frauengestalten: Die Stadt Paris löst der Vernunft die ehernen Ketten. Und als Inschrift liest man die eingemeisselten Worte: »Après ta mort, tu ne seras plus rien du tout.« Traduction de Dolet, motivant sa damnation.

Dieser Humanist des 16. Jahrhunderts hatte nämlich nicht nur zahlreiche dichterische und philologische Werke verfasst, sondern, als treuer Jünger der neuen Kunst Gutenbergs, alles selbst gedruckt und neben der Bibel und anderen theologischen Schriften viele griechische und römische Klassiker, sowie die Werke Rabelais herausgegeben, zuletzt auch die Gespräche des Sokrates mit Axiochus und Krinias, wie sie uns Plato überliefert hat. Darin übersetzte er die Stelle: »Nach dem Tode wirst du nicht mehr sein« nicht ganz wörtlich, sondern nachdrücklicher mit: ».... wirst du gar nichts mehr sein.« Dieser Satz bezieht sich gemäss der Auffassung des Sokrates von einer unsterblichen Seele, lediglich auf den Körper. Die Inquisition riss aber diesen Satz infamerweise aus dem Zusammenhang und verurteilte Dolet, »weil er schlecht von der Unsterblichkeit gedacht hat« als »athée relaps«, das heisst als rückfälligen Gottesleugner zum Tode. Dieser Märtyrer des freien Gedankens ist uns aber auch darum teuer, weil er bei einem Streik der Lyoner Druckereiarbeiter im Jahre 1538 zwecks besserer Bezahlung und Verköstigung, trotzdem er selbst Unternehmer war, die Partei der Streikenden ergriff. Die Patrone vereinigten sich hasserfüllt gegen Dolet und gegen die streikenden Arbeiter, und im Verlauf des lange Zeit hin und her wogenden Lohnkampfes zeigten sie Dolet — bei der Inquisition an, 1544 wurde er verhaftet. Man wollte ihn unschädlich machen, da er auch durch seine Veröffentlichungen, besonders dadurch, dass er die Bibel in französischer Sprache herausgegeben hatte, bei den Herrschenden verhasst geworden war. Geistlichkeit und Dynastie haben ja von Anfang an die Bedeutung der Buchdruckerkunst als aufklärenden und die despotische Macht bedrohenden Faktor erkannt. Die Sorbonne, ein Institut der Kirche, erwies sich hiebei als wahre Verhinderungsanstalt für das Vorwärtsschreiten der Zivilisation. In einem dringenden Gesuch an Franz I. bat sie den König, »wenn er den wankenden Glauben retten wolle, die Kunst des Druckens zu verbieten«. Tatsächlich wurde durch das Edikt vom

Rebekka, die Lauscherin an der Wand, hatte das gehört. Und, nicht genug, dass ihr Lieblingssohn Jakob den Esau auf schmähliche Weise um das Erstgeburtsrecht gebracht hatte, machte sich an Jakob heran und setzte ihm einen Plan auseinander, wie er seinen Bruder auch noch um des Vaters Segen bringen könnte.

Würde das eine andere als eine biblische Mutter getan haben, fänden die frommen »Seelsorger« nicht Worte genug, um diese Handlungsweise zu brandmarken. Weil's aber in der Bibel steht, stösst sich kein Mensch daran. Im Gegenteil, diese niederträchtige Betrugsgeschichte gehört zu den Perlen der biblischen Erzählungen und fehlt gewiss in keiner »Biblischen Geschichte«.

Aber wir sind noch nicht am Ende. Der ehrenwerte Sohn dieser ehrenwerten Mutter hatte immerhin ein Bedenken, auf den schuftigen Plan einzugehen, aber nicht etwa das, dass es eine schlechte Handlung wäre, sondern bloss das des Feiglings: der Vater könnte den Betrug merken und dann würde ihm (dem Jakob) des Vaters Fluch statt Segen blühen. Er sprach zu seiner Mutter Rebekka: »Siehe, mein Bruder ist rauh, und ich bin glatt. So möchte vielleicht mein Vater mich begreifen und ich würde von ihm geachtet, als ob ich ihn betrügen wollte, und brächte über mich einen Fluch, und nicht einen Segen.« 27. Kap. 11, 12.

Rebekka aber beruhigte ihn, dass sie alle Verantwortung auf sich nehme; er solle nur alles tun, was sie befehle. Und das war folgendes:

»Gehe hin zu der Herde, und hole mir zwei gute Böcklein, dass ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie er's gerne hat. Das sollst du deinem Vater hineinragen, dass er's esse, auf dass er dich segne vor seinem Tode.«

Und der gute Jakob tat, wie ihm seine Mutter hiess.

Diese aber, das schlechte, abgefeimte Weib, »nahm Esaus, ihres grössern Sohnes, köstliche Kleider, die sie bei sich im Hause hatte, und zog sie Jakob an, ihrem kleineren Sohne. Aber die Felle von den Böcklein tat sie ihm um seine Hände, und wo er glatt war am Hals«. 27. Kap. 15, 16.

So angetan, brachte Jakob seinem blinden Vater das »Wildbret« Schafffleisch.

Isaak fragte ihn: »Wer bist du, mein Sohn?«

Der Erzheuchler antwortete ohne Wimperzucken: »Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn; ich habe getan, wie du mir gesagt hast; stehe auf, setze dich, und iss von meinem Wildbret, auf dass mich deine Seele segne.« 27. Kap. 19.

Isaak muss aber der Geschichte nicht recht getraut haben. Er »sprach zu seinem Sohne: Mein Sohn, wie hast du so bald gefunden?« (nämlich das Wildbret). 27. Kap. 20.

Mit der Schlagfertigkeit des Gewohnheitslügners antwortete Jakob: »Der Herr, dein Gott, bescherte mir's.«

Aber auch jetzt war der blinde Isaak durchaus nicht beruhigt, denn er glaubte Jakobs Stimme zu erkennen, und er sagte: »Tritt herzu, mein Sohn, dass ich dich begreife, ob du seiest mein Sohn Esau oder nicht.«

Jakob trat herzu, und Isaak betastete seine Hände. Weil aber das Fell darübergestreift war, glaubte er Esaus rauhe Haut zu fühlen, und er segnete Jakob.

Aber in diesem Augenblick stieg noch einmal ein Verdacht in ihm auf, und er fragte abermals: »Bist du mein Sohn Esau?«

Und Jakob antwortete als standhafter Lügner und Betrüger: »Ja, ich bin's.«